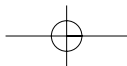


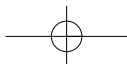
„Eine lineare Geschichte ist es nicht, kann es nie sein“

Aus Palästina zurück nach Wien, *Magnum*-Fotograf,
Budapest 1956, Tito, Chruschtschow ...



**Erich Lessing im Gespräch
mit Christian Reder**





CHRISTIAN REDER: In Ihrem jüngsten Buch mit vielen Ihrer berühmt gewordenen zeitgeschichtlichen Fotos – *Budapest 1956* – heißt es dezidiert: „Mein politisches Interesse lag immer in den Ländern des kommunistischen Europa“, in Ost- und Südosteuropa also. Sie haben *Life* früh vorgeschlagen, von dort Reportagen zu bringen, Bildbände dazu publiziert. Dieser Blickwinkel deckt sich mit unserem Projekt zur Donau und zum Schwarzes Meer, das nicht in üblich gewordenen Monarchiereminszenzen gefangen bleiben will, schon weil es perfid wäre, die vielfach entsetzlichen Vorgänge in diesen Regionen gegen ‚gute alte Zeiten‘ auszuspielen. Als Zeitzeuge haben Sie vieles unmittelbar miterlebt, sind nach dem Krieg entscheidenden Akteuren sehr nahe gekommen. Deshalb möchte ich mit Ihnen, durchaus biographisch, besprechen, welche Erfahrungen und Denkweisen Ihre Momentaufnahmen verbinden. Erinnerungen sind ja sehr von Visuellem abhängig, von publizierten Bildern, die sich einprägen. Ohne Fotos bliebe das Gedächtnis blind, allein auf Erzählungen und Texte angewiesen. Versuchen wir, solche Sphären zu überbrücken.

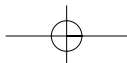
ERICH LESSING: Die Fotos sind auch Ausdruck meiner eigenen Geschichte. Nachdem ich die Nazizeit in Palästina überstanden hatte, wollte ich in Paris Fotografie studieren, bekam aber kein Visum und bin Anfang 1947 in Wien hängen geblieben, wo ich meine spätere Frau Traudl Lessing, damals bereits eine große Journalistin für *Associated Press*, kennengelernt habe. So bin ich unmittelbar in die politische Entwicklung involviert worden. Wien war damals ein wichtiges Zentrum der Information, als Zugang in den Osten, zu sowjetischen Kontakten. Alle waren hier. Österreich war auch deshalb eine gute Basis, weil es um den Weg vom „Staat den keiner wollte“, wie ihn Hellmut Andics so zutreffend bezeichnet hat, hin zu einem neuen Selbstverständnis ging. Das haben wir nächstelang mit Leopold Figl im Urbanikeller diskutiert, vom Pressechef des Bundeskanzleramtes sind uns auch international die Wege geebnet worden. Damals in Wien zu arbeiten war eine ständige politische Aufregung. Wir waren gebannt davon, wie die Konkurrenz zwischen dem Westen und der kommunistischen Welt weitergehen würde. Als nach dem Tod Stalins durch Chruschtschows Reformkurs einiges in Bewegung geriet, wurde es leichter, Visa zu bekommen. Wer an der Zukunft interessiert war, den musste das beschäftigen, und deswegen war ich auch zur rich-

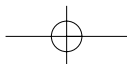
tigen Zeit am richtigen Ort und konnte als erster Fotograf aus dem Westen Bilder vom ungarischen Aufstand liefern.

CHRISTIAN REDER: Damals war ich ein Schulkind – 1944 in Budapest geboren, ungarische Mutter, Vater aus Wien. Hätte er den Krieg nicht überlebt, wäre aus mir ein Ungar mit ganz anderem Lebensweg geworden. Meiner Erinnerung nach sind diese Jahre eher eine graue Phase nach einer geheimnisvollen Katastrophe, keine Aufbruchzeit, wie Sie es schildern. Auch in Budapest, während durchaus möglicher Besuche bei den Großeltern, eröffnete sich keine andere Welt; von ihnen kamen sogar Pakete mit amerikanischer Schokolade. Die ängstliche Vorsicht dort habe ich für eine andere Art von Höflichkeit gehalten. Erst mit dem Aufstand von 1956 – für mich, als Zwölfjährigen, ein aufwühlendes Schlüsselereignis – sind einem die Unterschiede eklatant bewusst geworden. Monate danach war ich nochmals in der zerschossenen Stadt, dann lange Zeit nicht mehr, weil der Großvater verhaftet und die Großmutter deportiert worden war, beide aber schließlich als unproduktive alte Leute ausreisen durften.

Sie wiederum haben nach dem Budapester Aufstand nie wieder Kriegsfotos gemacht, während sich etwa Robert Capa, Ihr aus Budapest stammender Kollege bei *Magnum*, zeitlebens darauf konzentrierte. Hat sich Ihr ‚Blick auf die Welt‘ seither bewusst anderen Dingen zugewendet, dem zivilen Leben, künstlerisch-kulturellen Themen – von der *Odysee* (1965) über *Die Donau* (1979) bis zur *Frauen-Mythologie* (1994) –, so als ob das auch für Sie eine Zäsur gewesen wäre?

ERICH LESSING: In Budapest habe ich einfach auf die Situation reagiert. Die greifbar werdende politische Idee hat mich interessiert, nicht ein Kriegsgeschehen als solches. Dass eine Revolution daraus würde, war anfangs nicht vorhersehbar. Da es mir immer gelungen war, Zivilist zu bleiben, selbst als Fallschirmspringer und Fotograf in der britischen Armee, musste ich nie auf jemanden schießen. Das zu meiner Distanz Kämpferischem gegenüber. Alle waren damals überzeugt, der Kalte Krieg und die in Jalta festgelegten Einflussphären seien für Generationen unüberwindlich. Der Raum für Hoffnungen war zweigeteilt. Die Ereignisse von Budapest, wo rasch klar war, dass die USA nicht eingreifen würden, und später jene von Prag, haben nur bestätigt, dass bestimmte Grenzen weder vom Osten noch vom Westen her überschritten würden, weil





das einen Dritten Weltkrieg auslösen könnte. Friede durch Abschreckung eben – solange, bis das eine System von innen zerbröckelt ist, nicht mehr finanzierbar war.

CHRISTIAN REDER: Höchst paradox ist aber gewesen, dass die akklamierten Freiheitshelden durchwegs Reformkommunisten gewesen sind – Imre Nagy, Tibor Déry, Pál Maléter ... – und dennoch auch von der westlichen Öffentlichkeit gefeiert wurden. Bei Alexander Dubček hat sich dieser zwiespältige Applaus wiederholt, sozusagen als Zustimmung zu einem Sozialismus „mit menschlichem Gesicht“ als geringerem Übel oder geheimer Hoffnung. Sie haben mit Imre Nagy gesprochen, waren in Versammlungen mit Georg Lukács dabei. „Es gab eine linke Revolte, aber auch eine rechte Revolte“ betonen Sie dazu, die damalige Einhelligkeit relativierend. Ungarn sind nicht nur nach Österreich, sondern auch nach Jugoslawien geflohen.

ERICH LESSING: Rückblickend erscheint vieles als sehr ambivalent, bis hin zu den Spaltungsprozessen in den Kommunistischen Parteien, zum Eurokommunismus. Es hängt eben sehr vom Zeitpunkt ab, was einem selbst bewusst wird, was öffentlich diskutiert und analysiert werden kann. Das Klima muss halbwegs aufbereitet sein, Freiheiten zulassen, den Gruppendruck relativieren. Für die Nazizeit ist es in Österreich erst in den 1980er Jahren soweit gewesen. Ungarn fängt zögernd damit an.

CHRISTIAN REDER: Im „Haus des Terrors“ in der Andrassy út 60, zuerst Sitz der faschistischen Pfeilkreuzler, dann des kommunistischen Staatssicherheitsdienstes ÁVÓ/ÁVH, wurde zwar bis zu den Folterkellern die örtliche Situation beklemmend rekonstruiert, letztlich ergibt sich aber der Eindruck, beide „Mächte des Bösen“ seien etwas Fremdes gewesen, das alle zu Opfern gemacht hat, analog zur österreichischen Opferrolle. Bezogen auf 1945 von ‚Befreiung‘ zu sprechen, kommt auch bei uns kaum jemandem über die Lippen. Dass ungeliebte Denkmäler aus realsozialistischen Zeiten am Stadtrand von Budapest in einem Reservat versammelt wurden, symbolisiert wiederum Eingrenzungsversuche, die auf absurde Transformation setzen.

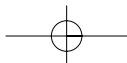
ERICH LESSING: Offizielle Geschichtsbilder vereinfachen und manipulieren zwangsläufig. Ein fotografischer Blick kann manches davon irritieren, für eine subjektive Beschäftigung, um die es ginge, öffnen.

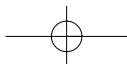
CHRISTIAN REDER: Jetzt ist zwar, durchaus verständlich, weithin Abrechnung angesagt. Die dulddende Gläubigkeit von Millionen Menschen, die sich eine Zeit lang als Boten einer neuen Zeit fühlten, bleibt trotzdem ein Faktor. Spuren egalitärer, gemeinwirtschaftlicher Denktraditionen finden sich doch in allen Kulturen.

ERICH LESSING: Wer solche Dimensionen nicht einbezieht, wird nur begrenzte Einsichten entwickeln. Zugleich hat die Faszination eines liberalen, also idealen Kommunismus dafür blind gemacht, dass die stalinistische Diktatur nur noch propagandistisch etwas mit der ursprünglichen Vision zu tun hatte, die sich nach dem Desaster des Ersten Weltkriegs als – viele begeisternde – Alternative angeboten hat. Wenn solche Fehlentwicklungen etwas demonstriert haben, dann die Notwendigkeit, sich für zivilisierte Verhältnisse einzusetzen, Liberalität, Demokratie, Sozialstaat und internationale Rahmenbedingungen immer wieder neu zu bestimmen, neu zu behaupten. Das bleibt ein weites Feld ...

CHRISTIAN REDER: ... auf ein weites Feld führt einen auch die Feststellung, die ich mir aus der Biographie der ungarisch-jüdischen Philosophin Ágnes Heller – einer wichtigen Schülerin von Georg Lukács – notiert habe: „Mir wurde klar, dass Israel ein Produkt Osteuropas, osteuropäischer Auswanderer, osteuropäischer Ideologien ist; egal ob links oder rechts: ‚Wir haben doch alle dieselben Wurzeln.‘“ Obwohl so viele an der Staatsgründung Beteiligte, vom in Budapest geborenen Theodor Herzl bis zur aus Kiew stammenden Golda Meir (wozu dieser Band gesonderte Recherchen enthält), in dieses Schema passen, ist das ein ungewohnter Blick ...

ERICH LESSING: ... das stimmt so auch nicht, ist eine zu enge Perspektive. Heute vor allem stimmt es nicht mehr. Nach Israel gekommene Juden aus Nordafrika, aus Äthiopien, aus dem Jemen sind genauso Elemente desperater Vielfalt. Bulgarische Juden wurden anfangs „die Frenks“ genannt, also Franken, wie die Kreuzfahrer und Händler des Mittelalters. In Sulina oder sonst wo auf dem Balkan lebende sephardische Juden, so heißt es in vielen Erzählungen, hatten über Generationen hinweg die Schlüssel ihrer Häuser in Toledo aufbewahrt, sich also auf ihre spanische Geschichte bezogen. Andererseits ist dieses „nächstes Jahr in Jerusalem“ wichtiger Teil jedes Pessach-Abends, als Sehnsucht. Juden sind immer auf gepackten Koffern





gesessen. Aus Russland, aus Galizien wiederum sind die Menschen wegen der ungeheuren Armut, der um sich greifenden Pogrome geflohen. Jeder wollte so schnell wie möglich nach Wien, weg aus dieser Erbärmlichkeit der Shtetl-Welt. Von wegen russisch geprägt: In Israel wünschen viele die neue russische Einwanderung zum Teufel, weil damit eine ganz andere Mentalität um sich greift.

CHRISTIAN REDER: Sie selbst wollten nicht im entstehenden Israel bleiben?

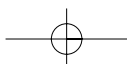
ERICH LESSING: Unmittelbar nach dem Krieg hatte ich eine eigentlich einfache Entscheidung zu treffen. Wollte ich in Israel weiter ein Leben als Kindergartenfotograf, als Strandfotograf, vielleicht auch wieder als Armeefotograf führen oder nach Europa zurück, um zu studieren. Familiäre Anknüpfungspunkte gab es in Wien keine mehr, da ich wusste, dass meine Großmutter und meine Mutter, die sich trotz Fluchtmöglichkeiten nicht von ihr trennen wollte, im KZ umgekommen sind. Der Vater war schon 1933 gestorben. Teile meiner Familie kamen aus der englischen Emigration zurück. Nach weiteren Spuren zu suchen habe ich bald aufgegeben. Man konnte nicht alles auf seine Schultern nehmen, entlang von zwei Schienen leben, nach vorne und zurück. Von „Nie wieder nach Österreich“-Ressentiments – oft gerade jener Juden, die früh geflüchtet waren – wollte ich mich nicht lähmen lassen. Meine Entscheidung zu bleiben, ist aber nicht zu trennen vom Entschluss, sich nicht zu assimilieren, sich weder taufen zu lassen noch zu verstecken. Das Gegenteil war notwendig – zu sagen: Hier bin ich.

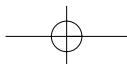
Wir erlebten zum Teil wirklich angenehme Zeiten, trotz der ressentimentgeladenen Stimmung. Fad war es nicht. Übertriebene Kritik kann den Blick trüben, kippt leicht ins Kontraproduktive. Rechtsextremisten in Österreich unterscheiden sich inzwischen nicht mehr allzu sehr von analogen Potenzialen in anderen Ländern. Es ist einfach damit zu rechnen, dass 15 bis 20 Prozent der Leute dafür aktivierbar sind. Im Vergleich zu gewalttätigen deutschen Skinheads, zu französischen Rassisten sind solche Kräfte bei uns derzeit relativ zahm. Dass das alles neue Nazis wären, stimmt einfach nicht. Es handelt sich um neue soziale Erscheinungen, um aggressiv-engstirnige Reaktionen jener, die sich ausgeschlossen fühlen, ihren Halt in Feindbildern suchen. Menschen sind ja keine angenehmen Wesen.

CHRISTIAN REDER: Gerade in Österreich werden aber weiterhin Dinge und Aussagen akzeptiert, die anderswo auf keine Toleranz stoßen würden. So abgeklärt kann ich derartige Vergiftungen nicht sehen. Ist das bei Ihnen gleichsam Gewöhnung? Respekt bis hin zum Unverständnis löst bei mir aus, dass sich nach dem grauenhaften Geschehen – und unbelehrbar-bösartigen Reminiszenzen – der Zorn so in Grenzen gehalten hat. Auch an Jetzigem bleibt vieles unverzeihlich.

ERICH LESSING: Der Zorn ist auch bei meinen Kindern wieder stärker geworden, die ständig sagen, da muss etwas geschehen, die Vergangenheit müsste noch genauer aufgearbeitet und bekannt werden. Meiner Generation sind aber durchaus die damalige Zersplitterung des Landes und die trostlosen Perspektiven bewusst geblieben. Es gab ja nicht nur das kollektive Hurra auf dem Heldenplatz. ‚Der Kapitalismus‘ war für viele der Hauptschuldige. Nazis und Sozialisten haben kooperiert. Sozialisten sind Kommunisten geworden. Antiklerikale Haltungen haben verbindend gewirkt: „Lieber braun als schwarz“. Deutschland war für viele das Traumziel schlechthin, gerade auch in der Arbeiterbewegung. Da brauche ich nur an Oscar Pollak zu denken, den Chefredakteur der *Arbeiter-Zeitung*. Wer nach dem Krieg wieder in Österreich leben wollte, war dieser Geschichte ausgesetzt, musste sich bis zu einem gewissen Grad integrieren. Sonderbarerweise gehen nicht die Verfolgten selbst, sondern Angehörige der zweiten Generation die Sache viel strenger an. Um hier leben zu können, brauchen sie diese Auseinandersetzung mit der Geschichte, an der wir teilnehmen. Meine Tochter Hannah Lessing, die im Gegensatz zu ihren dezidiert ungläubigen Eltern sehr gläubig ist, hat als Generalsekretärin des ‚Restitutionsfonds der Republik für die Opfer des Nationalsozialismus‘ zuletzt viel beigetragen, einen Teil der noch lebenden Emigranten mit Österreich zu versöhnen – und zwar mit dem neuen Österreich. Ihre im Namen der Republik gehaltene Rede im KZ Mauthausen steht für solche Bewusstseinslagen.

CHRISTIAN REDER: Auf allen Seiten blieben die Milieus bestimmend, zumindest als Nachhall, allzu oft als uneinsichtige Borniertheit. Wer ausbricht, geht sozusagen ins Niemandsland. Sprache verdeutlicht, welche Prägungen weiterwirken, zum Beispiel die beliebte Floskel, „anständig geblieben zu sein“, was Himmler bekanntlich am 4. Oktober 1943 ausdrück-





lich auch seinem engsten Kreis von Massenmördern bescheinigt hat.

ERICH LESSING: Sich aus familiär geförderten Denkmustern zu befreien, gefährdet eben oft die soziale Position. Kommunistische Parteien waren nach dem Krieg voll von Leuten, die aus Unverständnis für die Situation ihrer Eltern zu Konträrem übergeschwenkt sind. Gerade aus katholischen Internaten kamen oft rabiate Antikatholiken. Seine Identitäten immer wieder neu zu bestimmen, stellt sich inzwischen allerdings völlig anders dar. Bin ich ein österreichischer Jude oder ein jüdischer Österreicher? Das ist nicht bloß eine semantische Frage. Man muss nur beides wollen. Einmal hat dieses, einmal jenes mehr Gewicht. Die jüdische Frage ist mit anderen nicht vergleichbar. Es gibt eben doppelte Loyalitäten. Als Hans Weigel von seinem Jüdischsein nichts mehr wissen wollte, hat ihn Friedrich Torberg nach einem langen Streitgespräch mit der Pointe entwaffnet: „Wer nimmt's dir ab?“ Auch ein Statement aus anderem Zusammenhang ist mir für ein Verständnis wichtig geblieben: „Es sind nicht die Juden, die den Sabbat halten, es ist der Sabbat, der die Juden hält.“ Eine lineare Geschichte ist es nicht, kann es nie sein.

CHRISTIAN REDER: Mehrfachidentitäten als höheren Freiheitsgrad aufzufassen gerät jedoch neuerlich überall unter Druck. Der über Jahrzehnte angesagte Internationalismus in Osteuropa ist spurlos in nationalistische, chauvinistische Strömungen übergegangen, auf dem Balkan, in der Ukraine, in Russland.

ERICH LESSING: Das überrascht mich nicht. Sich zugehörig zu fühlen ist ein plausibles Bedürfnis, zivilisierte Vielfalt und das Aushalten von Widersprüchen wären die übergreifende Dimension. Julia Timoschenko wurde mit ihren Zöpfen und Folklorekleidern sichtlich zum willkommenen Bild, zum Inbegriff einer unabhängigen Ukraine, so künstlich das aus unserer Sicht auch wirkt. Für traditionell gekleidete Türkinnen auf unseren Straßen ist die Situation wieder eine andere; ihnen folgen eher misstrauische Blicke, die meinen: Muss das denn sein, dieses demonstrative Abweichen? Was kommt mir in den Sinn, wenn ultraorthodoxe, bärtige Juden mit Hut, Pelz, Stremel, langem Rock die Wiener Zirkusgasse auf dem Fahrrad entlangrasen? Dass sie inzwischen zum außerordentlichen Zirkusvolk zählen, ein Freispiel haben. Ich glaube, die meisten Passanten sehen das auch so, wie Kino.

CHRISTIAN REDER: In der Ukraine sind wir auf Gruppen tausender aus den USA, aus Israel eingeflogener Chassidim getroffen, die das Grab des berühmten Rabbi Nachman in Uman besucht haben. Mit ihren Käppi, Zöpfen, verklärten Blicken haben sie auf den ersten Eindruck wie Spät-Hippies gewirkt, gaben sich aber als Abgesandte aus sehr fernen Welten. Zu mehr als freundlich-misstrauischer Distanz kann es beidseitig nicht kommen. Auch Juden in Odessa haben uns bestätigt, dass solche Delegationen etwas sehr Fremdes für sie sind.

ERICH LESSING: Außenstehenden ist es unmöglich, damit umzugehen. Das sind alte jüdische Geschichten, etwas in wörtlichem Sinn Exklusives. Wie weit sich gläubige Juden darauf einlassen, bezogen auf Mystik, Geschichte, Rituale, Kleidung, muss jeder selbst entscheiden.

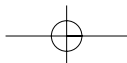
CHRISTIAN REDER: Kehren wir zurück zu den Donauregionen. Haben Sie sich zum Zerfall Jugoslawiens eine Meinung gebildet?

ERICH LESSING: Ich halte es für eine Katastrophe, was Genscher und Mock mit ihrem Druck, ihrem Zusammenspiel mit dem katholischen, also ‚näheren‘ Kroatien forciert haben, gleichsam in Nachfolge Glaise-Horstenaus, jenem Österreicher, der unter Hitler für das Land zuständig gewesen ist. Niemand kann mir erzählen, dass das unvermeidlich war. Im Kosovo findet es seine Fortsetzung, in diesem Armenhaus der Welt, das Serbien wenigstens halbwegs hochbringen wollte. Die ganze Region ist auf Jahrzehnte hinaus ruiniert ...

CHRISTIAN REDER: ... als Gegenexempel zum sonstigen Integrationsgerede. Dass gerade jüngere Gesprächspartner sich weiter als Jugoslawen fühlen und mit aufgezwungenen Zuordnungen wenig anfangen können, haben wir in Belgrad mehrfach erfahren ...

ERICH LESSING: ... bedrückend, diese Rückschritte. Tito bin ich schon kurz nach seinem Bruch mit Stalin auf einer Pressekonferenz in Budapest begegnet. Als ein deutscher Journalist ihn dort gefragt hat, was er als vordringlichste Aufgabe empfinde, hat er, ohne eine Sekunde zu zögern, geantwortet: „Den generationenlangen Hass zwischen Serben und Kroaten überwinden.“

CHRISTIAN REDER: Auch beim öffentlichen Versöhnungsversuch wegen des vom abtrünnigen Jugoslawien eingeschlagenen „Dritten Wegs“ waren Sie dabei. Auf Ihrem makaber-düsteren



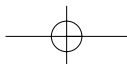


Foto dazu blicken alle Hauptakteure so, als ob es um Titos Ehefrau Jovanka Broz gegangen wäre und ein Familienrat sehr Ernstes zu besprechen hatte. Diese Aufnahme wirkt auch wie ein Ausdruck Ihrer eigenen Skepsis; dezidiert feindselig sind Sie dem fremden System ja nicht gegenübergestanden, eher beobachtend, neugierig.

ERICH LESSING: Bewegungen, die idealistisch sind, die vorgeben, idealistisch zu sein, bin ich stets reserviert begegnet. Wir haben doch gesehen, wie sie unter dem Anspruch des Utopischen ausufern, unmenschlich werden. Die Welt besteht aus Kompromissen, leider.

CHRISTIAN REDER: Skepsis braucht aber auch Anhaltspunkte. Wo haben Sie sich, bezogen auf Politisches, anhalten können?

ERICH LESSING: Familiär stamme ich aus linkem bürgerlich-jüdischen Milieu. Ich bin eines der ersten Wiener Gemeindebaukinder. Mein Vater war Zahnarzt, die Mutter Konzertpianistin. Als ich einige Wochen alt war, sind wir in die Albertgasse im 8. Bezirk gezogen, in einen der ersten Wiener Gemeindebauten, der gerade fertig geworden war und wie alle zwei Arztwohnungen hatte. Über uns hat der SPÖ-Funktionär Karl Hans Sailer gewohnt. In der Nacht zum 12. Februar 1934 haben sie mich aus dem Bett geholt, damals war ich elf, um aus einem Mauerversteck dahinter Gewehre herauszuholen. Das zu meiner Herkunft. Und heute? Weil eine solche linke, aufgeklärte, nichtreligiöse Bürgerlichkeit längst keine politische Vertretung mehr hat, werden meine Frau und ich von Wahl zu Wahl ratloser.

CHRISTIAN REDER: An dem Abend, als wir uns kennenlernten, haben Sie mit dem legendären, kürzlich verstorbenen Kabarettisten Gerhard Bronner über Ihre gemeinsame Zeit in Palästina gesprochen. Er war Barpianist, Sie haben, nach einer Zeit als Karpfenzüchter in einem Kibbuz, als Taxifahrer gearbeitet; das hat ermöglicht, abwechselnd ein Bett zu teilen. Seither weiß ich auch davon, wie er auf der Flucht dorthin vom bulgarischen Ruse aus durch die Donau nach Rumänien schwimmen musste und sein Freund dabei ertrunken ist. Wie haben Sie es geschafft?

ERICH LESSING: Mit sehr viel Glück. Nach endlosen bürokratischen Schikanen – Vermögensabgabebestätigung, Vormundschaftsgericht, Steuerbestätigung, Palästinaamt, gefälschtem Datum auf einem wichtigen Dokument, Hilfe von da und dort

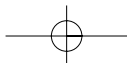
– fuhr ich per Bahn nach Triest und mit der „Galiläa“ des Lloyd Triestino gleich weiter nach Haifa. Am 31. Dezember 1939 kam ich dort an, einen Tag später wäre das alles wegen der Kriegssituation nicht mehr möglich gewesen. An sich bin ich also noch legal, mit einem Schülervisum für das dortige Technion ausgereist, um zum Radiotechniker ausgebildet zu werden.

CHRISTIAN REDER: Mit sechzehn nach Palästina gekommen, kaum mehr als zehn Jahre später *Magnum*-Fotograf – in einem legendären Projekt kooperativer Selbstverwaltung, auf das sich damalige Spitzenleute der Branche eingelassen haben?

ERICH LESSING: Im Kern waren es anfangs sechs, sieben Freunde, heute kenne ich die meisten gar nicht mehr. Begonnen hat es 1948 in Paris mit Maria Eisner, Robert Capa, Henri Cartier-Bresson, die sich alle vom Spanischen Bürgerkrieg her kannten. Sie wollten sich von den Verlagen und Zeitschriften nichts mehr diktieren lassen, auch nicht den Text, der unterhalb der Fotos steht. Es ging ihnen darum, der eigenen Meinung Raum zu verschaffen und das so umzusetzen, wie sie es für richtig hielten. Der Name ist optimistisch, kommt von der Champagnerflasche. Ernst Haas aus Wien stieß dazu, dann bin auch ich eingeladen worden. Die Idee war einfach: Jeder arbeitet autonom für sich, die Kontakte und das Geschäftliche managt eine Zentrale, die dafür einen gewissen Prozentsatz des Einkommens behält.

CHRISTIAN REDER: Zum Schluss noch ein Punkt: Wie sehen Sie europäische Perspektiven für die Ukraine, für Russland, angesichts der belastenden Geschichte dort?

ERICH LESSING: Jede dieser Gesellschaften muss ihren Weg durchmachen, wie alle, in ihrem Fall eben vom Staatskommunismus zum Turbokapitalismus. Was danach kommen könnte, entzieht sich heutigen Vorstellungen. Ausgestanden ist keineswegs, ob Privatisierung, ob Auslagerungen überall dem Staat als Betreiber überlegen sind, wenn ich an die Bahn, an Trinkwasser, an Spitäler denke. Nicht zuletzt angesichts der rapide wachsenden Wirtschaftsmacht Chinas – deren Kommunismus plötzlich kaum noch jemanden stört – kann sich Russland nicht zu lange bloß auf seine Rohstoffe als Geldquelle verlassen. Wegen der schwierigen Transformationsprozesse auf dem Balkan bleiben die Ränder des eigentlichen Europas ausgefranst. Wirkliche Annäherungen werden noch Jahrzehnte dauern.





Belgrad, März 1955, Anastas Mikojan, Nikita Chruschtschow, Josip Broz Tito, Jovanka Broz, Foto: Erich Lessing

CHRISTIAN REDER: Und die Türkei?

ERICH LESSING: Ihr gegenüber bin ich in positivem Sinn befangen. Wir haben 1950, 1951 im Zuge von Marshallplan-Programmen dort prägende Jahre erlebt. Ich liebe die Türkei Atatürks. Wenn das kein exemplarischer, Fortschritte bringender Sprung in eine neue gesellschaftliche Dimension gewesen ist, was dann? Wo sonst hat es das so nachhaltig gegeben? Sicher ist das Land inzwischen ein anderes geworden, als es die laizistische bürgerliche Aufbruchsbewegung damals er-

warten ließ. Es blieb aber unübersehbar, dass das vergleichsweise moderate Militär der Garant gegen eine immer wieder mögliche Diktatur und eine offensive Islamisierung geblieben ist. Jetzt von Europa aus – eigene Gegentendenzen ausblendend – gebetsmühlenartig Demokratisierung und Menschenrechte einzufordern, lässt schrittweise ausgreifende Verbesserungen als von außen aufgezwungen erscheinen und bestärkt nationalistische Kontra-Stimmungen.